

Ohne Beirut kann ich nicht sein

Der libanesische Medienkünstler Walid Raad über Trauma und Wirklichkeitsverlust in seinem Heimatland

Unter dem Titel „The Atlas Group 1997-2004“ wird vom 22. September an bis zum 7. Januar 2007 das Werk des libanesischen Foto- und Medienkünstlers Walid Raad in der Nationalgalerie Hamburger Bahnhof in Berlin vorgestellt. Raad, der 1967 in Beirut geboren wurde, Fotografie an der Rochester University studierte und heute an der Cooper's Union lehrt, machte vor allem bei der Documenta 11 auf sich aufmerksam. Die Atlas Group ist ein von ihm gegründetes imaginäres Archiv, das Dokumente zur libanesischen Geschichte sammelt, erfindet und aufarbeitet und damit die Objektivität historischer Diskurse in Frage stellt.

SZ: Können Sie sich noch an das erste Foto erinnern, das Sie gemacht haben?

Raad: Ich hatte schon als kleiner Junge eine Kamera, war fasziniert von den Apparaten, den Objektiven. Ich bewunderte die Fotojournalisten, die nach Ausbruch des Bürgerkriegs 1975 in Scharen zu uns nach Beirut kamen, ihren Lebensstil, ihren Mut, für Fotos ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Heute weiß ich natürlich, dass das auch viel mit Eitelkeit zu tun hat – aber ich wollte so sein wie sie. Ich war acht Jahre alt und versuchte mit meinem großen Teleobjektiv den Krieg ganz nah zu fotografieren und geriet mehr als einmal in die Hände der Milizen. Gut kann ich mich an die Bombardierung Beiruts durch Syrien 1978 erinnern. Mein Vater und ich machten wie verrückt Fotos von Einschusslöchern und Kratern. Zu Hause markierte ich diese dann auf den Fotos noch mit einem dicken roten Stift – als ob das Bild nicht klar genug gewesen wäre.

SZ: Die Fotos für das Werk „We decided To Let Them Say, We Are Convinced“ haben Sie mit 15 Jahren gemacht.

Raad: Die Negative haben mich 24 Jahre lang begleitet. Auf einem Bild sieht man mich als stolzen Jungen auf einem Panzer neben israelischen Soldaten. Die israelische Invasion 1982 wurde von den Christen im Libanon ja als Befreiung aufgenommen. Meine Familie lebte im christlichen Ost-Beirut und ich war als Junge infiltriert von dem dort herrschenden rechtsgerichteten Gedankengut der Phalangisten-Miliz, auch von ihrer Ablehnung der Palästinenser. Dabei kam meine Mutter ursprünglich aus Palästina, aber sie hat darüber nie mit uns gesprochen, sie fühlte sich vor allem als christliche Libanesin. Heute weiß ich gar nicht, was ich tun würde, zwei Meter neben einem israelischen Soldaten.

SZ: Wie muss man sich eine Kindheit zwischen Autobomben vorstellen?

Raad: Auch im Krieg gibt es immer Dinge, die ganz normal bleiben. Gut, ich konnte nicht überall hingehen. Statt Briefmarken sammelte ich Geschosskugeln und Schrapnelle, nach Größe und Farbe geordnet, aus all den Ländern, die damals Waffen in den Libanon exportierten. Erst 1983 wurde es für mich schwierig. Die Miliz der Phalangisten rekrutierte ständig neue junge Männer, gerne solche, die wie wir auch im Gebirge aufgewachsen waren und sich dort auskannnten. Meinen Bruder hatten sie schon geholt, er konnte nichts dagegen tun. Als sie mich holen wollten, versteckte ich mich, mein Vater wimmelte sie ab. Am selben Abend sagte ich, es ist wohl besser, ich verlasse das Land. Zu meinem Erstaunen sagte er einfach: Du hast Recht. Und eine Woche später stand ich mit 500 Dollar und meinem Fotoapparat auf einem Cargoschiff, das mich über Zypern und Paris nach New York bringen sollte. Da war ich 15.

SZ: Obwohl Sie seitdem in den USA leben, thematisiert Ihre Arbeit vor allem die Traumata des Libanon und den 16 Jahre dauernden Bürgerkrieg.

Raad: Ich habe mich lange Zeit überhaupt nicht mit der Geschichte meines Landes beschäftigt. Erst mit Anfang zwanzig, als ich nach Ende des Bürgerkriegs für ein Jahr in den Libanon zu-



Als 15-Jähriger fotografierte Raad die israelische Invasion im Libanon (1982). Titel der Serie: „We decided to let them say, We are convinced“ twice – zu sehen vom 22. September an im Hamburger Bahnhof in Berlin. Fotos: Walid Raad

rückkehrte, brachte ich mein Schulwissen über den Nahen Osten mit meinen persönlichen Erinnerungen zusammen. Das war eine irre Erfahrung: Ich konnte auf einmal überall hingehen, in den Norden, in den Süden, ich kannte mein Land ja gar nicht. Ich stellte auch fest, wie viel ich vergessen hatte und wie unterschiedlich Erinnerungen sein können. Damals wollte ich mit einem Kollegen eine Dokumentation über die Gefangenen im Lager Khniyam in der sülibanesischen Sicherheitszone machen, die dort von Israels gefoltert wurden. Doch bald stellte ich fest, wie groß die Diskrepanz war zwischen dem, was diese Menschen erlebt hatten und was sie zu erzählen vermochten. Das frustrierte mich – wie sollte man der Welt die Augen öffnen über diese Lager? Als ich in die USA zurückkehrte, hat-

ten die ehemaligen amerikanischen Geiseln dort gerade Bücher über ihre Gefangenschaft im Bürgerkriegslibanon verfasst. Ich begann daraufhin verstärkt, mich mit Geschichtsschreibung auseinanderzusetzen.

SZ: In Ihrer Arbeit „Missing Lebanese Wars“ beschreibt der fiktive Historiker Fakhouri, wie sich die libanesischen Historiker regelmäßig zum Wetten beim Pferderennen trafen. Sie wetteten nicht auf die Zeit beim Zieleinlauf, sondern darauf, um wie viele Sekunden der Fotograf den Zieleinlauf verpassen würde.

Raad: Dieses Thema – die Unmöglichkeit, jemals ganz nah an der Wirklichkeit dran zu sein und sie auszudrücken – ist für mich zentral. Wie kann man als Historiker eine Zeit richtig beschreiben, die

man nicht miterlebt hat? Aber ist derjenige, der alles hautnah miterlebt, wirklich ein besserer Zeuge? Und was macht man mit komplett unterschiedlichen Aussagen – wenn die eine Hälfte der Zeugen sagt, der Attentäter war Palästinenser, die andere sagt, es war ein Christ? Warum soll ich dem einen mehr glauben als dem anderen?

SZ: Wieso ist dieses Thema besonders im Libanon wichtig?

Raad: Es schien mir, als würde ich überall in der audiovisuellen Kultur des Libanon Spuren der Gewalt und ihrer verzerrten Wahrnehmung finden. Viele, die extreme Gewalt erlebt haben, haben keinerlei Erinnerung daran. Oder die Geschichte, die sie erzählen, hat keinen Bezug zur Realität. Andere Menschen, die ein Trauma erlebt haben, entwickeln eine seltsame Beziehung zu Objekten, die repräsentativ für das Trauma sind. Das ist in der Arbeit „Already Been in a Lake of Fire“ zu sehen: Da fragen die Leute nach der Explosion einer Autobombe nicht: Wer hat das gemacht? Sondern: Was für ein Auto war das, welche Farbe hatte es? Statt nach den Hintergründen zu fragen, ergehen sie sich in absurden statistischen Spielereien: Gibt es eine Verbindung zwischen der Farbe Weiß, der Marke Mercedes Benz und der Tatsache, dass 80 Prozent der Autobombenanschläge in weißen Mercedesen verübt wurden? Auch in „My Neck is Thinner Than a Hair“ wird so getan, als ob die für die Autobombe verantwortliche Person der übrig gebliebene Automotor sei. Ein Historiker sollte immer auf diese nebensächlichen oder absurden Fokus-Verschiebungen achten. Denn sie erzählen etwas über die Erfahrung von Gewalt, und wie man sie erlebt und fühlt.

SZ: Sie erfinden in Ihren Werken fiktive Menschen, die Ihnen angeblich Dokumente zur Verfügung stellen. Die Menschen, die Ihren Vorträgen zuhören, wissen oft nicht mehr, was wahr ist und was erfunden.

Raad: Ich bin mir sehr bewusst, dass in sehr vielen Kulturen ein strenger Unterschied zwischen Wahrheit und Erfindung herrscht. Doch habe ich nie wahr und unwahr vermischt, um die Menschen zu verwirren. Vielmehr musste ich die Figuren, also Historiker, Geiseln, Spionageoffiziere, Archivare erfinden, um die Dokumente sprechen zu lassen – um die Möglichkeiten und Grenzen von Geschichtsschreibung deutlich zu machen. Wie verwirrend die Vermischung von Fiktion und Realität für manche sein kann, habe ich am eigenen Leib nach dem 11. September erlebt: Ich wurde am Flughafen von FBI-Leuten festgehalten, die mich wegen der Autobombenbilder aus „My Neck is Thinner Than a Hair“ für einen arabischen Terroristen hielten. Und die Selbstporträts, die ich während meines Fotografie-Studiums in Rochester gemacht hatte, und auf denen ich verschiedene Identitäten besitze, hielten sie für den Versuch von Passfälschung.

SZ: Apropos Identitäten: Sind das nicht auch Sie – der Geheimdienstmann, der in „I Only Wish That I Could Weep“ an einer Strandpromenade in Westbeirut lieber den Sonnenuntergang filmt, statt Verdächtige zu observieren?

Raad: Ich konnte als Kind im Bürgerkrieg nie nach Westbeirut. Als ich das erste Mal nach dem Krieg an der Corniche spazieren ging, dachte ich nur immer: Phantastisch! und filmte und filmte. Später setzte ich mich fast täglich dorthin, um Proust zu lesen. Die Sonnenuntergänge sind wirklich unglaublich. Ich hatte eigentlich nie diesen dringenden Wunsch, den Libanon zu vereinen, alle konfessionellen Streitigkeiten zu beseitigen – mit meinen Freunden lebe ich das schon, ganz ohne Vorsatz. Aber ganz ohne Beirut kann ich auch nicht sein, ganz wegbleiben kann ich nicht, soviel ist sicher.

Interview: Karin Gothe